

An eine Mutter

Autor(en): **Butz, Urs**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung**

Band (Jahr): **16 (1940-1941)**

Heft 36

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-712780>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Tochter ist in diesem Februar zwei Jahre alt geworden. Wenn sie einen Bleistift in ihr kleines Händchen nimmt, so entstehen auf dem Papier und leider auch an den hellen Tapeten, eigenartige Krinkel und Punkte, die vielleicht in ihrem Unterbewußtsein unerhört Schönes, uns Erwachsenen aber rein gar nichts bedeuten. Briefe kann sie also noch keine schreiben.

Der Sohn hat vor vierzehn Tagen das so häßlich flackernde Licht der brennenden Welt erblickt. Sein winziges Gesichtlein weist auch einen merkwürdig ernsten Ausdruck auf, der sonst, wie die freundlichen Fachfrauen im Spital behaupten, kleinen Kindern selten eigen ist. Er hat noch nicht einmal andere Gefühle für seine Mutter, als einzig instinktiv das Gefühl des Hungers. Und wenn er am 11. Mai zu trinken erhält, muß die Mutter mit der Wärme des kleinen Körpers als Gabe zum Muttertag zufrieden sein.

Sie wird es auch sein.

Somit bleibt es wieder einmal, wie so oft im Leben, am Vater hängen, für seine Kinder einzutreten und der Mutter — der Frau — etwas Liebes zu sagen:

«Der zweite feldgraue Muttertag! Du wirst fest auf die Unterlippe gebissen haben, als Du erfährst, daß ich den ersehnten Urlaub an diesem Tage nicht bekommen konnte. Aber ich bin überzeugt, daß Du tapfer warst und nicht weintest. Andere Frauen, ältere, viel ältere, deren Söhne an der Grenze stehen, haben es noch ungleich schwerer.

Ich besuchte heute Abend einen kranken Kameraden im Krankenzimmer. Im Krankenzimmer ist es ruhig. Es dringt kaum ein Befehl dort hinein und man hat Zeit, über alles mögliche zu sprechen. Obwohl fünf Betten vorhanden sind, waren nur zwei besetzt: mein Kamerad und ein Innerschwyzler mit einem gebrochenen Bein sind die einzigen Kranken.

Der Stuhl stand zwischen den Betten der kranken Wehrmänner. Als ich tröstend erzählte, daß auch ich über diese Tage nicht nach Hause fahren könnte, wies mein Kamerad gegen das andere Bett und meinte: «Den Sepp hat's auch gepackt. Am Sonntag ist doch Muttertag. Es stand in der Zeitung, und da haben wir uns darüber unterhalten.»

Ich wandte mich um. Der Soldat hatte den Kopf in das Kissen gedrückt. Er schien zu schlafen. Die langen struppigen blonden Haare gingen ihm bis über den Ansatz des blaugestreiften dicken Hemdes.

«Er schläft nicht», sagte mein Kamerad, «er tut nur so.»

In diesem Augenblick kam der Sanitäter herein und versorgte eine Flasche im Kasten. Der Kranke links neben mir warf den Kopf herum und fragte:

«Kein Brief für mich?»

«Nein», sagte der Sanitäter, «was du auch immer Post haben willst!» Schnell ging er hinaus.

«Hast du einen Brief von der Frau erwartet?» erkundigte ich mich.

Brummig und ohne mich anzusehen gab er zur Antwort: «Hab keine Frau!»

«Nun, jemand wird Dir schon schreiben, vielleicht der Vater oder die Mutter.»

Plötzlich sah er mich an. Er hatte strenge stahlgraue Augen, die sogar durch das

AN EINE MUTTER

Von Urs Butz.

lange Liegen und die Eintönigkeit des Krankenzimmers nicht milder geworden sind.

«Hab auch keinen Vater mehr. — Aber die Mutter — die Mutter, sie könnte einmal schreiben.»

Er legte den Kopf zurück und blickte an die schlecht geweißelte Decke.

Mein Kamerad berichtete ziemlich plump und ungenügend laut, wie es bei den Soldaten üblich ist, daß sein Vater gestorben sei, kurz nachdem der Sepp auf die Welt kam. Die Mutter, eine energische Frau, habe damals kräftig in die Hände spucken müssen, um das Heimtli weiter erhalten zu können. Schon von klein auf habe der Sepp mithelfen müssen, bis er schließlich den Betrieb fast ganz allein bewirtschaften konnte. Alles ging gut, sogar besser als je vorher, bis dieser verdammte Krieg kam. Während der Rekrutenschule hatte ein Vetter vom nächsten Dorf geholfen. Bei der Mobilisation aber, als der Sepp die Uniform aus dem Kasten holte und den «Karst» vom Nagel neben dem Ofen nahm, da mußte der Vetter ebenfalls einrücken. Und seither...

«Ja», unterbrach der Sepp, «ja, seither muß Mutter alles allein machen.»

Er schnaupte durch die Nase und preßte böse die Lippen zusammen. Mein Kamerad hatte sich in seinem Bett aufgesetzt und blickte hinüber.

«Das wäre nicht so schlimm», fuhr er fort. «Manche Frau muß heutzutage allerhand erleben und bestimmt gibt es andere Mütter, die nicht so kräftig sind und nicht die Erfahrung haben, wie meine Mutter. Verflucht ist etwas ganz anderes: Da bin ich zweiunddreißig Jahre alt geworden. Ich habe meiner Lebtage geschafft und gehundet und mir nichts dabei gedacht, weil ich nichts anderes wußte. Mutter hat mitgeholfen, wo sie konnte. Wie oft hat sie mir am Sonntag das Melken abgenommen, wenn ich zum Jaß ins Dorf ging oder an einem Schützenfest teilnahm. Und wie oft hat sie mich selbst geschickt, ohne daß ich ihr ein Dankeschön schenkte.

Das ist es ja gerade. Es kam mir bis vor ein paar Tagen gar nicht in den Sinn, was Mutter alles geleistet hat. Sie tat alles so still, so selbstverständlich war alles. Sie hat nie geklagt und nie geschimpft und hat doch weiß Gott nicht viel Schönes vom Leben gehabt.

Das fiel mir ein. Vorher hatte ich keine Zeit, darüber nachzudenken. Jetzt, da auf der Klappe, überlegt man sich mancherlei. Und auf einmal kam es mir auch in den Sinn: Ich habe ihr ja nie gedankt!

Das hat mich geplatzt. Tag und Nacht hat es mich gedrückt. Dem Hans habe ich es schließlich sagen müssen, ob ich wollte oder nicht. Ich hätte es nicht mehr ausgehalten. Er rief mir, der Mutter zu schreiben und ihr zu erklären, wie alles gekommen sei. Die Arbeit war daran schuld und die Selbstverständlichkeit. Das ist mir jetzt klar geworden.

Ich habe den Brief geschrieben und habe

ihn gleich wieder zerrissen. Der nächste Brief fiel schon besser aus. Aber er war noch nicht das, was ich wollte. Der Hans hat sich anerbieten, mir zu helfen. Ich konnte das nicht annehmen. Jeder soll seiner Mutter selbst schreiben. Erst den vierten Brief schickte ich ab.

Das war vor drei Tagen. Seither warte ich auf die Antwort der Mutter.

Er fuhr sich mit dem Ärmel seines Hemdes über die naßgeschwitzte Stirne und starrte wieder an die Decke. Es war ganz still im Zimmer. Man hörte das surrende Summen einer Fliege. Sie brummte um die Lampe herum, als ob sie das glitzernde warme Licht nicht erwarten könne.

«Sie wird schon schreiben», sagte ich tröstend. Doch der unsichere Ton in meiner Stimme erschreckte mich. Wenn seine Mutter nun krank wäre? Oder wenn sie nicht gerne schreibt und denkt: Er wird ja bald einmal auf Urlaub heimkommen, da können wir über seinen Brief miteinander reden. Was dann?

Wir gingen vom Thema ab. Mein Kamerad hatte die Ohren voll von wenig erfreulichen Gesprächen. Er fing an vom Arzt zu erzählen, allerlei Lustiges aus dem Krankenzimmerbetrieb, und die Zeit verging, wir wußten nicht wie. Der Sepp lag still in seinem Bett. Er sah uns nicht an und lachte auch nicht. Kein einziges Lächeln. Kein einziges. Er wartete auf den Brief.

Der Brief kam auch. Schon wollte ich mich verabschieden, als der Sanitäter den Brief brachte.

Er riß den grauen Umschlag auf und zog den Brief hervor. Es war eine aus einem Schulheft ausgerissene Seite, mit winkelig zitternden Zügen gefüllt.

Während er sich gegen die Wand drehte und las, wollte ich mit meinem Kameraden sprechen. Es ging aber nicht. Die Stimme kam nicht heraus. So warteten wir und nur die Fliege summte wütend weiter.

«Da», sagte schließlich der Sepp und hielt mir den Brief hin. Ich las.

Die Mutter dankte für den Brief, den sie erhalten hatte. Er habe sie gefreut, aber im Grunde genommen sei das alles dummes Zeug. Gerade weil es doch so selbstverständlich sei. Darüber wolle sie nun nichts mehr hören und nichts mehr lesen. Er soll doch vernünftig sein und sich auf dem Krankenlager etwas anderes überlegen. Es gäbe doch eine Mutter, die viel mehr als nur einen Sohn an der Grenze stehen habe. Die Mutter Helvetia. Sie habe für ihre Buben gesorgt, getreulich wie jede Mutter es tut und hat daraus kein Wesen gemacht. Und ohne Wesen stehen nun an ihrem Ehrentage, am Muttertag, die Buben in Wehr und Waffen. Alle zusammen, wie ein einziger Mann. Darauf müsse jede Mutter stolz sein und das sei viel schöner als alle Briefe und Geschenke, die man sich in der Stadt mache.

«Siehst Du, sie hat doch geschrieben», sagte ich, ehe ich fortging. Er hielt mir die Hand hin:

«Ja, Du hast recht gehabt, sie hat geschrieben.»

Das kleine Bild aus einem Militärkrankenzimmer habe ich dir zum Muttertag gemalt. Was schrieb ich weiter oben? Andere Frauen haben es immer und immer noch ungleich schwerer.